Die Geschichtsstunde allein schafft keine Empathie

Das Projekt „Aktiv gegen Antisemitismus“ verbindet das Sprechen über die Vergangenheit mit dem Leben der Jugendlichen

BERLINER ZEITUNG/PAULUS PONIZAK

Sakrileg oder individuelle Aneignung eines Gedenk-Ortes? Ein Jugendlicher springt am Berliner Holocaust-Mahnmal von Stele zu Stele.

VON JEANNETTE GODDAR

Das Ergebnis war eindeutig: Dass Jugendliche sich auf den Schulhöfen gegenseitig als „Juden“ beschimpfen, ist an bestimmten Schulen mehr Regel als Ausnahme; dass sie zu jüdischen Menschen Kontakt haben, hingegen nicht. Nicht einmal ein Prozent der Grund- und Gesamtschüler gab an, je einen Juden getroffen zu haben.

Die nicht-repräsentative, aber aufschlussreiche Befragung an drei Berliner Schulen wies zudem auf eine bedenkliche Tendenz hin: Während Grundschüler meist noch sagten, nichts oder wenig über Juden zu wissen, hatten sich bei Jugendlichen ab 13 Jahren längst massive Vorurteile festgesetzt. „Beinahe zwei von drei Schülern, nämlich 60 Prozent“, sagt Michael-Rump-Räuber, „äußerten gegenüber dem Judentum offene Feindschaft.“ Er fordert: „Die Schulen müssen sich mit Antisemitismus unter ihren Schülern stärker auseinandersetzen.“

Deutsch-türkische Liebe von 1941

Der ehemalige Lehrer in Berlin-Neukölln arbeitet als Antisemitismus-Experte am Landesinstitut für Schule und Medien Berlin-Brandenburg (Lisum). Gemeinsam mit dem American Jewish Commitee (AJC) hat das Lisum in den vergangenen Jahren ein Bildungsprojekt erarbeitet. Es heißt „Aktiv gegen Antisemitismus“ und verbindet Themen, die so sonst nicht gemeinsam behandelt werden: die Identität der Jugendlichen, das Judentum in Bräuchen, Traditionen und Werten, Verfolgung und Widerstand in der NS-Zeit, Konflikte und Verteilungskämpfe im Nahen Osten. Vor allem zu Beginn folgt das Material einem klassisch demokratiepädagogischen Ansatz. Im Mittelpunkt stehen Fragen nach der Identität der Jugendlichen. Wer und wie ist man selbst, wer und wie die anderen; welche Werte, aber auch welche Muster der Ausgrenzung prägen das eigene Leben? Von welchen Männlichkeitsvorstellungen wird das eigene Leben geprägt; wie ist das Verhältnis zu Homosexualität?

Im zweiten Teil gibt es einen Überblick über jüdisches Leben und Religion, Speisegesetze und Feiertage, Tallit und Thora, dazu Besuche von Orten jüdischen Lebens in Berlin. Im Anschluss daran folgt der wohl innovativste Teil. Die Aufbereitung des Nationalsozialismus, zugeschnitten auf den Unterricht in der Einwanderungsgesellschaft.

Darin werden die Schüler zum Beispiel in ein Rollenspiel auf Basis einer – realen – türkisch-deutschen Liebesgeschichte verwickelt: In einem Leserbrief an die Redaktion der Rubrik „Völkische Lebensfragen“ erkundigte sich im April 1941 ein deutscher Vater nach der Rechtmäßigkeit der Liaison seiner Tochter mit einem türkischen Studenten. Ob da nicht, so fragt der Vater, „so starke rassische Unterschiede“ bestünden, „dass eine Ehe nicht in Betracht kommt“. Antwort bekommt der Vater nicht vom Verlag, sondern vom Reichshauptstellenleiter: „Wir ersuchen, uns die Personalien des Türken mitzuteilen.“ Falls die Tochter, die offenbar „nicht den geringsten Rassenstolz“ besitze, nicht hören wolle, drohe ihr „Schutzhaft“.

In der Folge behandelt das Material weitere selten erzählte Geschichten: von der Türkei, die unter anderem dem späteren West-Berliner Bürgermeister Ernst Reuter Zuflucht bot; aber auch eine über den Großmufti von Jerusalem, der als Muslim mit den Nationalsozialisten kollaborierte.

Die stellvertretende Schulleiterin Ute Winterberg, die das Programm an der Anna-Lindh-Grundschule mitentwickelt hat, ist von „Aktiv gegen Antisemitismus“ vor allem aus einem Grund überzeugt: „Wir gehen von der Erfahrungswelt der Schüler aus. Sie fragen sich: Wie geht es mir? Wo erlebe ich Ausgrenzung? Das eröffnet einen Weg, sich auch mit Ausgrenzung im Nationalsozialismus oder mit Antisemitismus auseinanderzusetzen. Der Zugang ist entscheidend.“

> ***Sogar ein Dokument wie das Tagebuch der Anne Frank ist für Jugendliche oft recht weit weg.***

Damit geht das Programm auch ein Dilemma an, vor dem die „Erziehung nach Auschwitz“ insgesamt steht: Nicht nur die weniger werdenden Zeitzeugen stellen Schulen vor die Frage, wie der Holocaust künftig unterrichtet werden soll. Häufig warnen Experten zudem davor, den Geschichtsunterricht zu überfrachten – und von ihm zu erwarten, dass er Jugendliche nicht nur über Entstehung, Machtapparat und menschenverachtende Politiken im Nationalsozialismus informieren, sondern zugleich ein Immunisierungsprogramm gegen Antisemitismus und andere Ideologien sein soll.

„Historische Bildung allein schafft keine Empathie“, sagt Michael Rump-Räuber. Sogar ein Dokument wie das Tagebuch der Anne Frank sei für Jugendliche häufig „relativ weit weg“. Auch dass Schüler sich automatisch mit den Opfern identifizierten und mit ihnen mitfühlten, sei keineswegs sicher. Manchmal gebe es sogar eine gegenläufige Tendenz: „Es gibt Jugendliche, die klatschen wenn im Film der SS-Offizier aus dem Bett einer Frau steigt, ans Fenster geht, jemanden erschießt und sich dann wieder zu Bett legt.“

Vielfalt der Schüler beachten

In diesem Sinne will „Aktiv gegen Antisemitismus“ nicht den traditionellen Geschichtsunterricht ersetzen, sondern eine Ergänzung bieten: und zwar eine, die der Vielfalt der Schüler gerecht wird und neben dem alten auch den aktuellen Antisemitismus nicht zuletzt von Schülern muslimischer Herkunft thematisiert.

Damit liegt es auch auf einer Linie mit dem im Januar vorgestellten ersten Antisemitismusbericht der Bundesregierung: Dieser kritisierte, dass Antisemitismus in den Schulen allzu häufig immer noch als ein „ausschließlich den Nationalsozialisten zuzuordnendes Phänomen, das 1933 quasi aus dem Nichts erschien und 1945 wieder verschwand“ behandelt werde.

Etwa zur gleichen Zeit sorgte eine Umfrage des Magazins Stern für Aufruhr, die – wenn auch von Experten angezweifelt (siehe Interview) – aus einem ganz anderen Grund ein kritisches Licht auf den Unterricht über den Holocaust wirft: Wenn es stimmt, was die Forscher in Erfahrung gebracht haben, bringt jeder fünfte Deutsche zwischen 18 und 29 Jahren den Namen Auschwitz nicht mehr mit einem Konzentrationslager in Verbindung.

FORSCHUNG

„Auch scheinbar unpassende Fragen sind legitim“

Jüngst machte eine Umfrage Schlagzeilen, nach der jeder Fünfte zwischen 18 und 30 Jahren Auschwitz nicht mit einem Vernichtungslager in Verbindung bringt. Wie erklären Sie sich das?

Gar nicht – und offen gestanden fällt es mir sehr schwer, das zu glauben. Laut derselben Umfrage wissen 95 Prozent der über 30-Jährigen mit dem Begriff Auschwitz etwas anzufangen. Was soll da in der Zwischenzeit passiert sein?

Der Holocaust könnte zu wenig – oder nicht nachhaltig genug – in der Schule bearbeitet werden.

PRIVAT

Robert Sigel, Historiker

Das deckt sich aber weder mit den Lehrplänen noch mit unseren Erkenntnissen. Eine Teilerklärung, könnte sein, dass einige Befragte ihren Geschichtsunterricht nicht an einer deutschen Schule hatten und den Holocaust nicht oder nicht in Verbindung mit Auschwitz behandelt haben. Spekulieren könnte man auch, ob die Chiffre Auschwitz, die ja lange synonym für den Holocaust stand, durch eine andere ersetzt wurde.

Eine andere Annahme ist, dass Schüler mit Unterricht zum Holocaust übersättigt werden. Hat sich das bei Befragungen bestätigt?

Nein – bestenfalls punktuell und in bestimmten Situationen. Grundsätzlich sind Schüler enorm interessiert. Auch Lehrer berichteten, dass Schüler lange vor der Behandlung des Themas im Unterricht fragen, wann Holocaust und Drittes Reich drankommen. Vermutlich haben sie schon sehr jung eine vage Ahnung von der Monstrosität des Geschehenen, durch Filme, öffentliche Debatten, aber auch immer noch durch Gespräche in der Familie.

In vielen zugewanderten Familien fehlt dieser Bezug allerdings.

So pauschal stimmt das nicht. Kinder italienischer oder griechischer Familien haben einen Bezug; auch vielen Schülern mit russischen Wurzeln fehlt dieser nicht, sie haben häufig das Gefühl, eine ganz besondere Sichtweise in den Unterricht einbringen zu können. Und auch in Bezug auf türkisch- und arabischstämmige Schüler können wir den Eindruck, dass sie sich, für den Holocaust generell nicht interessieren, nicht bestätigen. Ein Lehrer berichtete allerdings, zuweilen sei es schwer, die Vergangenheit von der Gegenwart zu trennen – und beispielsweise nicht schnell in Debatten über die Lage der Palästinenser zu geraten.

Welche Form des Unterrichts hat sich als besonders nachhaltig erwiesen?

Das kommt darauf an, was man unter Nachhaltigkeit versteht. Wirkungsforschung für Unterrichtsformen ist ungeheuer schwer, wenn nicht unmöglich. Fest steht aber: Am meisten beeindruckt hat die Mehrzahl der Besuch in einer Gedenkstätte. Die Authentizität, die Atmosphäre, das Gefühl, genau an dem Ort zu sein, an dem die Opfer des NS-Systems gequält wurden oder an dem gar der Holocaust vollzogen wurde, hinterlässt einen dauerhaften Eindruck.

Lehrern ist der Besuch mit Schülern dort aber oft peinlich – die Schüler stellen abseitige Fragen, schnattern, kauen Kaugummi, machen sogar Witze.

Da liegt das Problem aber eher in der Erwartungshaltung. Eine Frage nach technischen Details in den Krematorien mag man nicht passend finden, legitim ist sie aber. Und wer will bewerten, wie man sich wann zu verhalten hat? Sollen die Jugendlichen weinen? Den ganzen Tag schweigen? Jeder verarbeitet Dinge auf seine Weise. Mit der Erwartung, sich so oder so zu verhalten oder zu reagieren, werden Schüler überfordert; das mag auch im Einzelfall zu der angesprochenen Übersättigung führen.

Was erwarten denn die Lehrer von dem Unterricht?

Viel. Die Behandlung des Holocaust ist immer der Versuch, das Unfassbare zu unterrichten. Die meisten Lehrer sehen dies als ganz besonderes Thema, das sie besonders gut vermitteln und mit dem sie besonders viel erreichen wollen – häufig weit über den Geschichtsunterricht hinaus.

Ist das realistisch?

Da stellt sich wieder die Frage nach der Wirkung. Ich glaube: Geschichtsunterricht bleibt Geschichtsunterricht. Mit der Erwartung, er könne zudem als Immunisierungsprogramm gegen Antisemitismus oder anderen Extremismus dienen, wird er überfrachtet. Das ist nicht seine primäre Aufgabe. Anderes, zum Beispiel ein demokratischer Umgang in der Schule und in den Familien, erreicht vermutlich mehr.

Das Interview führte Jeannette Goddar.